

Von Pferden und Huren

Kiel. Schauspielhaus 1986

Shakespeare und John Ford / Aufführungen in Kiel und Hannover

(S. Fortsetzung) (3)

(1)

KIEL. Der Einfall ist halbwegs gut für zwei Minuten. In Berlin, Hamburg, Frankfurt, Bochum oder anderen Theatrometropolen würde er kaum bemerkt. In Kiel, der Hauptstadt des Bundeslandes Schleswig-Holstein, reicht er für einen handfesten Theaterskandal, der ein Drittel der Besucher aus dem Hause treibt und einen anderen beschämt vor sich hinblicken läßt. Lautstark tönt es „Pfui Deuwel“ und „Ihr Schweine“. Türen knallen und draußen im Foyer wird erregt diskutiert. Anno 1886? Nein, 1986. Seit Palitschs Frankfurter Einstandsinszenierung des „Lear“ von Edward Bond habe ich so etwas nicht mehr erlebt.

Nichts Schlimmeres war passiert, als daß der Regisseur einige Schauspieler Pferde spielen ließ, die einige ihrer Kollegen und Kolleginnen auf den Schultern tragen. Die Akteure tragen Pferdmasken, aber unten sind sie ohne, wie das bei solchem Getier so üblich ist. Das ist schon alles. Dem Durchreisenden, zufällig in der Gegend, vermittelt die Szene, unmittelbar nach der Pause, einen Eindruck davon, wie schwer es sein muß, in einer solchen Stadt Theater zu machen.

Gegeben wird William Shakespeares „Heinrich VI.“, ein rares Stück auf deutschen Bühnen, höchstens mal als Verschnitt in einem der Rosenkriegs-Bearbeitungen von Palitzsch bis Rolf Schneider zu sehen gewesen. Ein Stück, das stimmt nicht, dreie sind's, drei ausgewachsene Fünfkfakt, die ersten der Königsstücke, geschrieben noch in den Lehrjahren ihres Autors, der seine Darstellung der englischen Geschichte nicht chronologisch verfaßte. Warum er sich zuerst dem schwächsten aller Herrscher jener Zeit zuwandte, der einen großen Teil seines Reiches, das unter seinem Vorgänger Heinrich V. seine größte Ausdehnung erreicht hatte und sich bis weit nach Frankreich hinein erstreckte, verlor und jenes Chaos zuließ, in dem ein Richard III. alle Macht an sich reißen und sie mißbrauchen konnte, ist nicht bekannt. Die Ausführlichkeit mag in der bekannten Schwierigkeit junger Schreiber begründet sein, ihren Stoff in einer annehmbaren Länge zu bewältigen. Da muß, heutzutage jedenfalls, allemal der Rotstift kräftig in Aktion treten.

So auch in Kiel, wo der Regisseur Ralph Bridle auf der Basis einer neuen Übersetzung Frank Günthers eine sechsstündige Fassung erstellte, die allerdings nur bei der Premiere zu sehen war. In der Repertoirevorstellung, die ich besuchte, auf einen ausgedehnten Theaterabend eingestellt, war nur der dreistündige erste Teil zu sehen, ausreichend immerhin, den positiven Eindruck von diesem Regisseur, gewonnen auf Grund einer Darmstädter „Bernarda Alba“-Inszenierung, bestätigt zu finden. Besser als der Dorsch in Senfsoße, mit dessen Verzehr ich den Rest des Abends zu füllen suchte, war die Aufführung allemal.

Das Schauspielhaus in der Holtenauerstraße fernab der City, wohl ein ehemaliges Kino, macht — vierzig Jahre nach Kriegsende — immer noch einen recht behelfsmäßigen Eindruck, ist alles andere als ein Aushängeschild für die Stadt, ist im Grunde genommen keine Spielstätte für ein Shakespearesches Königsdrama.

zum König gemacht und von ehrgeizigen Vormündern beherrscht, keine Macht will, der leben will, wie er es versteht, freundlich gegen fast jedermann, aber auch hilflos, sprunghaft und durch seinen Rückzug ins Private den Weg freigebend für die Machtgierigen. Dies vermag der im Grunde genommen für die Rolle zu alte Darsteller überzeugend zu vermitteln. Und neben ihm ist zumindest noch Altmuth Schmidt als seine zum Herrschen geborene französische Königin Margaret erwähnenswert.

HANNOVER. Ein paar Tage später in der Landeshauptstadt Niedersachsens. Im Theater am Aegi, einer Spielstätte, die sich das Staatsschauspiel mit der Landesbühne und Tournetruppen teilen muß, wird das Stück eines anderen Engländer gespielt. John Ford (1586 geboren) war 22 Jahre jünger als Shakespeare, zählte zu den „karolingischen“ Dramatikern, den letzten, bevor die Puritaner das Theaterspiel auf der Insel ganz verboten. Nur wenige seiner Dramen sind erhalten, der Koch eines Antiquars hat die übrigen angeblich verheizt. Eines mit dem Titel „Schade, daß sie eine Hure war“ wird neuerdings häufiger gespielt. Was die Kieler auf Grund dieses Titels als offenkundigen Schweinkram sicher gar nicht erst ansehen würden, mag auf andere Besucher eher attraktiv und vielversprechend erscheinen. Auffallend ist jedenfalls, daß dieses Stück mit diesem Titel gelegentlich als einziges von Ford auf unsere Bühnen kommt, seit es in Paris eine spektakuläre Aufführung mit Romy Schneider gab, inszeniert von Luchino Visconti. Ein besonderes, ein besonders wichtiges Stück ist es nämlich nicht.

Es geht um Geschwisterliebe. Als Anabella von ihrem Bruder Giovanni schwanger ist, entschließt sie sich kühl, ihren Anbeter Soranzo zu ehelichen, um das sittenwidrige Tun zu vertuschen. Jener findet sich sogar damit ab, daß seine junge Frau ein Kind erwartet, welches nicht von ihm ist — schließlich ist der Schwiegervater ein reicher Kaufmann. Erst als er erfährt, daß sein nunmehriger junger Schwager der Erzeuger ist, hört für ihn der Spaß auf. Gift, Dolch und Degen treten in Aktion, beseitigen die meisten der Akteure, auch die an diversen Nebenhandlungen Beteiligten. Am Ende sackt die Kirche, vertreten durch einen Kardinal, ein, was an Kostbarkeiten einzusacken ist. Der sarkastische Schluß findet im protestantischen Hannover freundliche Zustimmung. Und was die Hure angeht, so sind die Erwartungen in dieser unserer Zeit schon etwas höher geschraubt.

Wenn ein Mann wie Bridle dies Stück — Erich Fried hat es in ein poetisches Deutsch übersetzt — in die Finger bekommen hätte, wäre dennoch einiges los gewesen. In Hannover inszenierte Schauspielintendant Alexander May eher vorsichtig. Die sehr tief wirkende Bühne wird von weißen Tüchern beherrscht, die zur Veränderung der Szene hin- und hergezogen werden (Bühnenbild Andreas Halla). May breitet den Text sorgsam aus, vermeidet alle Kraßheiten. Selbst Giovanni mit dem aus dem Leib

der toten Schwester herausgeschnittenen Herz auf der Dolchspitze herumfuchelt, wirkt dies nicht schockierend, sondern eher komisch.

Eine mittelprächtige Aufführung mit mittelprächtigen Schauspielern. Provozierend in dem Sinne, daß eine tonangebende konservative Partei diesen regieführenden und auch eine kleine Rolle passabel spielenden Intendanten unbedingt wegekeln müßte, ist sie nicht. Alexander May hat aber, wie berichtet, das Handtuch geworfen, er will seinen Vertrag nicht verlängern, was die Aufsichtsgremien der Notwendigkeit enthebt, sich ihrerseits zu erklären. Möglicherweise wollen sie ein von der überregionalen Kritik stark beachtetes Schauspiel, das gleichzeitig der breiten Zuschauermasse gefällt, erstrangige Schauspieler, die möglichst wenig kosten. Politisch Anstößiges soll auch nicht geboten werden, doch das wurde es, soweit ich sehe, in Hannover auch nicht. Eine Hure macht noch keinen Saustall, dann schon eher — siehe oben unter dem Stichwort „Kiel“ — ein paar Pferde.

HORST KÖPKE

(Weitere Aufführungen geplant von „Heinrich VI. Teil I erst wieder für den Dezember, von Teil II für den 27. November und 14. Dezember, von „Schade, daß sie...“ für den 16., 19., 20., 21. und 22. November).

einer Reihe von Gitterrosten besteht, die bis dicht an die erste Zuschauerreihe herangezogen ist. Die Auftritte erfolgen zum Teil durch den Zuschauerraum. Wie Shakespeare sich nicht an die zeitliche Abfolge hielt, so scherte sich der Regisseur nicht um eine historisch exakte Kostümierung, ließ den jungen König auch mal mit einem U-Boot-Modell spielen und später mit einem Radiorecorder in der Hand herumtanzen. Es gibt viel zu lachen, Bridle macht sich manchen Jux und gibt die Machtkämpfe der ollen Engländer der Lächerlichkeit preis. Auch gegenüber der Jeanne d'Arc (in hohen Stiefeln fest auf der Erde stehend: Ursula Berlinghof) bezeugt er wie sein Dichter alles andere als Verehrung. Es geht immer turbulent zu, die Grellheit manches Mimen ist schwerer zu ertragen als die Unten-ohne-Pferde. Ein solch personenreiches Stück zeigt eben auch die Grenzen der Ensembles von Theatern dieser Größenordnung, zumal fast alle Akteure mehrere Rollen übernehmen müssen, die Frauen auch die von Männern.

Doch die Kraft der Inszenierung, die manchen Knattermimen mitreißt, ist beeindruckend. Hier ist offensichtlich ein Regisseur am Werk, der dem Ensemble das Äußerste abverlangt, ihm einen alles in allem spannenden Theaterabend abzwängt, über den man die Mangelhaftigkeit der äußeren Umstände vergißt.

In Hagnot Elishka hat der Regisseur einen König, der den Abend zu tragen vermag. Heinrich VI. ist eine Gestalt, die in unserer Zeit auf viel Sympathie stoßen wird. Er ist einer, der, schon als Kind

Frankfurter Rundschau

(3) 14.11.86 (Fortsetzung)